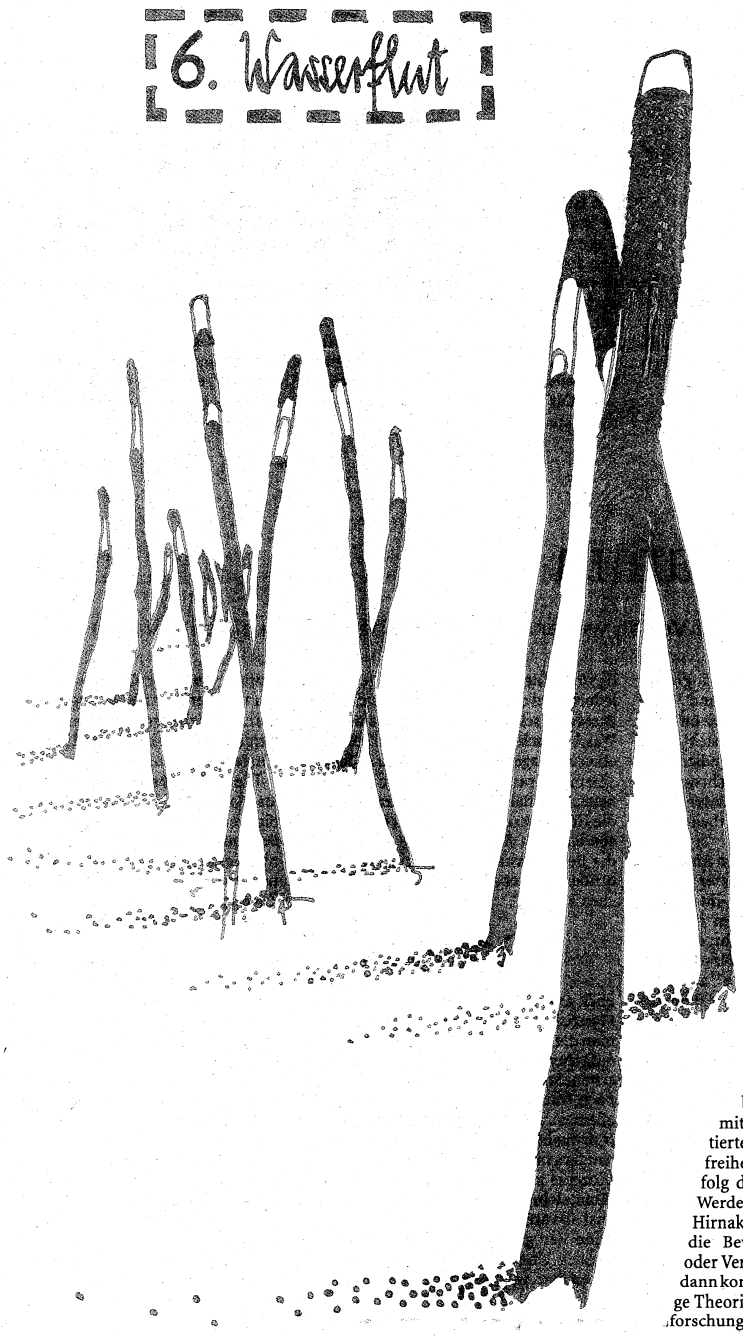
Michael Adrian

Gefühl des Unheimlichen

„Der Geist bei der Arbeit": Michael Hagner vollendet seine Trilogie zur Geschichte der Hirnforschung

Michael Hagner, Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich, gehört zweifellos zu den herausragenden Vertretern seiner Zunft. Seine vor zwei Jahren vorgelegte Studie zur Geschichte der Elitegehirnforschung, *Geniale Gehirne,* brachte ihm beträchtlichen Erfolg bei der Kritik ein. Die jetzige Aufsatzsammlung beschließt nun die Trilogie zur Geschichte der modernen Hirnforschung, die der Autor 1997 mit *Homo cerebralis* begonnen hatte. Diese Geschichte handelt von der „Cerebralisierung" des Menschen, also der gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzenden Umstellung vom Geist aufs Gehirn – mit allen wissenschaftspraktischen, vor allem aber kulturellen Folgen einer in einzelne biologisch lokalisierbare Vermögen umgedeuteten Vision des „Geistes".

Die Texte, die in *Der Geist bei der Arbeit* versammelt sind, runden sich nicht zu einem einheitlichen Bild, ergeben im Zusammenspiel keine bündige These. Eher vertiefen sie mit einzelnen Schlaglichtern den zweihundert Jahre umfassenden historischen Raum, aus dem Echos bis in die aktuellste kognitive Neurowissenschaft dringen. Ob Hagner den kulturellen Kodierungen der Migräne nachspürt, den Umgang mit den zahllosen Gesichts- und Gehirnversehrten des Ersten Weltkriegs verfolgt oder an Vsevolod Pudovkins Experimentalfilm *Mechanik des Gehirns* (1926) das Verhältnis von filmischer Ästhetik, wissenschaftlicher Grundlage (in diesem Fall Pawlows Reflexlehre) und Ideologie (die gesellschaftliche Plastizität des Menschen) aufweist: Stets geht es um die Wechselwirkungen zwischen der kulturell-gesellschaftlichen Einbettung von Gegenständen des Wissens und dem, was über sie gewusst werden kann, auf was hin sie befragt und untersucht werden.



Dabei verfolgt Hagner keine grundsätzlich wissenschaftsskeptische Strategie. Die nüchterne Ausgangslage seiner Arbeiten lautet: Das, was beispielsweise die 30 000 Teilnehmer einer Jahrestagung der American Association for Neuroscience mit ihren diversen Spezialgebieten – die sich selbst gar nicht umstandslos aufeinander beziehen lassen – im wissenschaftlichen Alltagsgeschäft treiben, ist nicht unmittelbar in Fragen des menschlichen Selbstbilds zu übersetzen. Die Neurowissenschaften folgen einer Eigenlogik, an die auch die historische Forschung nicht direkt anknüpfen kann. Am liebsten würden sie ihre eigene Stellung in der Kultur wohl so sehen, wie sie das Gehirn konzeptualisieren: Es gibt einen gewissen Input an Sinnesdaten, der Rest ist Selbstorganisation.

Wenn man so will, zeichnen Hagners Forschungen gegen diese Selbstwahrnehmung die kulturellen Außenreize der Hirnforschung nach. Denn unübersehbar sind ja auch die erhöhten Erregungspotentiale dieser Wissenschaft, wenn sie mit gesellschaftlichen Erwartungshaltungen zusammenprallt, publikumsträchtige Versprechungen abgibt und öffentlichkeitswirksame Experimente ersinnt. Ausführlich beschäftigt sich der Autor mit Benjamin Libets vieldiskutierten Experimenten zur Willensfreiheit und mit dem jüngsten Erfolg der bildgebenden Verfahren. Werden mit letzteren bestimmte Hirnaktivitäten sichtbar gemacht, die Bewusstseinsakten wie Beten oder Verliebtheit entsprechen sollen, dann konstatiert Hagner eine auffällige Theoriearmut der modernen Hirnforschung: Auf die Frage, wie denn diese Entsprechung zu deuten sei – als Verursachung des Geistigen durch das Zerebrale, als Identität oder bloße Parallelität – hätten die Neurowissenschaftler keine theoretisch gestützte Antwort. Umso anfälliger sei die „proleptische", von Zukunftsaussichten und Durchbruchsversprechungen auch in einem sehr materiellen Sinn lebende Hirnforschung für altbekannte Kurzschlüsse wie die, man habe die Willensfreiheit widerlegt oder tatsächlich den „Geist bei der Arbeit" gezeigt. Immer wieder sieht Hagner so Diskussionslagen, Wissenskonzepte und Menschenbilder des 19. Jahrhunderts in die aktuellen Debatten hineinragen.

Mit der „Ikonophilie" der Hirnbilder gehen Suggestionen einher, die deren eigentlichen wissenschaftlichen Ertrag weit übersteigen. In einem seiner historischen Streifzüge zeigt der Autor, wie die bildgebenden Verfahren an die Stelle des inzwischen überholten Modells vom Gehirn als Rechenmaschine getreten sind. Hagner erinnert daran, dass die mit der Entwicklung der Computer einhergehenden kybernetischen Modelle des Geistes eine bewusst anti-anthropologische, anti-physiognomische und vor allem auch: antirassistische Tendenz verfolgt hatten. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die computergestützten Hirnbilder der Gegenwart diese „technizistische Vorstellung vom Gehirn wieder in eine organizistische verwandelt", bei der „die Verkörperung des geistvollen Gehirns in einem identifizierbaren Kopf das visuelle Kernstück einer Cyberphrenologie" werden könnte. Nicht mehr an der Schädelform, an der Hirnrindenaktivität soll nun der Geist des Individuums zu packen sein.

Michael Hagner
Der Geist bei der Arbeit
Historische Untersuchungen zur Hirnforschung
Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 286 Seiten, 39 Abb., 28 Euro.

Es zeichnet Hagners sehr klar und auch dem Laien nachvollziehbar geschriebene Essays aus, dass sie nicht mit Verve die Kultur und den Geist gegen die Hirnforschung in Stellung bringen. Soweit sich in dieser Sammlung ein Fazit abzeichnet, könnte man es wohl so verstehen: Vielleicht wird die auf einmal wieder so lebhaft, aber ohne rechte Fortschritte diskutierte Frage Geist versus Gehirn/Körper irgendwann einfach an Unproduktivität, an Erschöpfung einschlafen und links liegengelassen – auch wenn sie uns heute noch in Bann hält.

Die gegenwärtige Situation aber kennzeichnet der Historiker mit einer Freudschen Vokabel. Wenn für das zentrale Organ unserer Denk- und Empfindungsfähigkeit in seiner naturalistisch geschlossenen Eigenlogik Unterscheidungen wie etwa die zwischen Traum und realem Erlebnis, ohne die wir uns unser Verhältnis zur Welt gar nicht vorstellen können, nicht aufrechtzuerhalten wären, dann entstünde ein Gefühl des Unheimlichen. Mit Gehirn und Geist „wird nicht etwas zusammengebracht, was eigentlich nicht zusammengehört. Vielmehr gehört etwas offensichtlich zusammen, was nicht zusammenzupassen scheint, je mehr Einzelheiten man über diese verwickelte Konstellation weiß." Hagners Essays verleihen diesem Gefühl des Unheimlichen Ausdruck.